

Reinhard Mocek

„Vielleicht lohnt die Rückbesinnung auf Marx?“

Stefan Jordan/Peter Th. Walther (Hrsg.), Wissenschaftsgeschichte und Geschichtswissenschaft

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, diesen Kernsatz aus Jürgen Kockas Beitrag zu dem Wolfgang Küttler anlässlich seines 65. Geburtstages gewidmeten, von Stefan Jordan und Peter Th. Walther herausgegebenen Sammelband „Wissenschaftsgeschichte und Geschichtswissenschaft“ als Überschrift meiner rezensierenden Betrachtung auszuwählen. Es ist nämlich nicht nur die von Kocka als Auslöser für diesen unvermuteten Satz angeführte Problematik, wonach sich in jüngerer Zeit die sozialgeschichtlichen Forschungen mehr und mehr der ökonomischen Analyse entschlagen, die zu dieser Rückbesinnung veranlassen könnte, nein, es ist generell der Eindruck, den man aus vielen der nahezu durchweg überaus lesenswerten 28 Beiträge erhält: Marx steht hinter vielen Problemen, die gewichtig im Vordergrund der geschichtstheoretischen Debatte der Neuzeit stehen. Dabei hat man sich ja schon daran gewöhnt, dass er, außer von seinen älteren Bruderschaften, nur noch selten erwähnt wird. Dass es möglich ist, eine fundamentale Abhandlung „Zur Geschichte der Geschichtstheorie“ (Stefan Jordan) zu schreiben, ohne Marx und den Marxismus überhaupt nur einmal zu erwähnen, hätte ich nicht für möglich gehalten. Gleiches gilt für die subtile Abhandlung von Wolfgang Bialas zu „Wissenschaft, Ideologie, Geschichte“. Das Paradigmenkarussell ist eben wieder einmal am Drehen.

Um es vorwegzunehmen: Es ist ein würdiges, Küttler würdigendes Werk, das hier zur Betrachtung ansteht. Dafür bürgen die Namen der zu Worte kommenden 26 Autoren (neben den zwei Autorinnen, aber eine Quote gibt es ja in der deutschen Wissenschaftslandschaft nicht) aus Geschichte und Philosophie des deutschen (bis auf Georg G. Iggers) Freundes- und Kollegenkreises Küttlers. Der Publikation liegt ein gleichnamiges Symposium des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte in Berlin zugrunde, das am 7. Mai 2001 stattgefunden hat. Ein größerer Teil der Beiträge ist offensichtlich hinzugefügt, einige sind bereits andernorts in gleicher oder veränderter Fassung publiziert worden. Der bunte Themenstrauß steht einer systematischen

Lektüre doch ein wenig im Wege; die Crux aller vergleichbaren Sammelbände, wobei im vorliegenden Fall eine relativ große Zahl von Beiträgen überhaupt keinen, etliche nur einen recht weitläufigen Bezug zur Leitthematik haben. Denn es geht nicht um das Vorlegen historiographischer Forschungsergebnisse, sondern um das Sichtbarmachen einer problematischen Beziehung zwischen Wissenschaftsgeschichte und Geschichtswissenschaft, wie es im Untertitel heißt. Zu diesem fundamentalen methodologischen wie inhaltlichen Anliegen wird – wer hätte das wohl anders erwartet – kein endgültiger Ertrag eingefahren. Wolfgang Küttler resümiert, dass ihn dieses Thema noch lange beschäftigen wird, denn neben der rückblickenden Sicht „auf aktuelle wie verfehlte Ansätze“ (S.450) bleibt die Forschungsaufgabe einer kritisch-reflexiven Historisierung davon unberührt. Küttler selbst hatte schon in den siebziger Jahren eine solche Betrachtung auf die Analyse der Strukturgrundlagen menschlicher geschichtlicher Handlungen projiziert. Sein Konzept der Formationstheorie nahm die Relation des geschichtswissenschaftlichen Subjektbegriffs in seiner Verknüpfung mit diesen Strukturen insofern kritisch auf, als es die schier naturgesetzliche Unausweichlichkeit hinterfragte, die sich im marxistisch-leninistischen Schrifttum zur Frage der Zukunft der Menschheit verfestigt hatte. Damals, in den Siebziger Jahren schon, schien Historisierung auf als Subjektivierung; gleichwohl nicht als Aufkündigen eines Konzeptes objektiver geschichtlicher Gesetzmäßigkeit, aber als Wiederentdeckung dessen, was der nichtorthodoxe Marxismus in vielerlei Gestalt auch in den ärgsten Phasen des Stalinismus nie aufgekündigt hatte: die Subjekt-Objekt-Dialektik als geschichtsprägendes menschliches Tun. Dass Küttler dabei früh schon in Jörn Rüsen's Denkfelder vom Zeitsinn eingedrungen ist, verwundert nicht. Rüsen selbst merkt an, dass er mit Küttler früh schon darin übereinstimmte, „erfahrungsbezogen und theorieförmig historisch zu denken“ (S. 168). Rüsen erörtert sein Konzept im vorliegenden Sammelband in einer konzisen Zusammenfassung und widmet dabei der sogenannten vierten Dimension der Zeit, die durch den „Sinn“ verkörpert werde, besondere Aufmerksamkeit. Gerade die relative Selbständigkeit zeitloser Strukturträger inmitten permanenter sozialer Bewegung war für marxistisches Denken lange Zeit schwer nachvollziehbar. Sinn – wie Rüsen vorschlägt – als Inbegriff von Deutungsleistungen zu fassen, „die Menschen im Vollzug ihres Lebens erbringen müssen, um ihre Welt und sich selbst im Zusammenhang mit Anderen zu verstehen und handelnd und leidend bewältigen zu können“ (S.169), bringt das Geschichtsprägende menschlichen Handelns von der hochdimensionierten Fassung des kollektiven Subjekts wenigstens ein Stück weit weg.

Das Individuum war mithin nicht nur soziologische und anthropologische, sondern auch geschichtsphilosophische Realität geworden. Solche Begegnungen unterschiedlicher Gedankensysteme haben nach meinen Erfahrungen in der Geistesgeschichte der DDR mehr bewirkt, als allgemein angenommen wird. Dabei stand jedoch nie ein bloßes Übernehmen zur Debatte. Nicht im Übergang zu modernisierungstheoretischen, postmodernistischen oder neo-historisierenden Konzepten liegt der nächste theoretische Schritt, sondern im Auffinden von Entwicklungszusammenhängen, die aus der Eigenwelt menschlicher Handlungsergebnisse entspringen. Kapitalismus und Kultur bilden nach Küttler einen solchen Fundamentalbezug; und gesellschaftstheoretisches Denken wird ohne solche ganzheitliche Bezüge zum bloßen Soziologismus. So unklar uns heute allein schon erste Umrisslinien einer Antwort auf die Frage nach der soziokulturellen Orientierung des Denkens über die Zukunft der Gesellschaft erscheinen mögen – methodologisch dürfte wohl klar sein, dass es sich dabei nur um ein Denken in Möglichkeitserwägungen und Alternativen handeln kann (S.463). Ein Credo Küttlers, das allerdings weniger das Resümee der Beiträge dieses Sammelbandes bildet als der Kontinuität seines durch die Debatten geläuterten geschichtsphilosophischen Anliegens verpflichtet ist.

Wer allerdings über Bloch nachlesen will, wird kaum an dieses Buch denken; doch gerade Werner Bertholds Erinnerungen an Bloch halten für den Philosophiehistoriker viele neue Einsichten bereit. Vergleichbares gilt für Annette Vogts Betrachtung zum „Geister-Tee“ bei Marianne Weber; für Hermanns Klenner's Reflexionen zum Jahr 529 in seiner epochalen Bedeutung für Philosophie und Recht im Gefolge des Justinianischen Edikts; für Helmut Bleibers ergötzliche Schilderung der geheimdienstlichen Mühen um die kommunistischen Ansichten des schlesischen Kleinfabrikanten Schlöffel und seiner Familienangehörigen, die sich zum Anwalt der Dorfarmut gemacht hatten. Längst nicht alle Beiträge können hier genannt werden; erwähnt seien noch drei Aufsätze, die sich der Leitthematik enger verpflichtet wissen. Wolfgang Eichhorn problematisiert die Dimensionen historischer Möglichkeitsfelder und plädiert für die Anerkennung einer Geschichte als Ganzes, als realgeschichtliche Wirkungsgeschichte entgegen der Deutung von Geschichte als ideelle Wirkungsgeschichte. Hubert Laitko geht den Spuren von John D. Bernal's „The Social Function of Science“ nach und zeigt, dass dieses Werk durch die Zeiten und sozialen Systeme hindurch überraschende Aktualität besaß und besitzt. Helmut Steiner fragt nach den theoretischen Konzepten, die den postsozialistischen Transformationsprozessen zugrunde

liegen und gelangt zu dem Ergebnis, dass dort, wo eigenständiges, von herrschenden Doktrinen weitgehend freies marxistisches Denken auch in realsozialistischer Zeit Autoren und Anhänger hatte wie in Polen und Ungarn, Ansätze zum postsozialistischen Kapitalismus auf marxistischer Grundlage bauen. Gänzlich anders ist die Situation in Russland, was diese These untermauert. Die Thematik ist breitgespannt; man muss das Buch also zur Hand nehmen und drin blättern.

Auf drei Beiträge möchte ich noch gesondert eingehen; sie stehen im direkten Bezug zu der Kocka'schen Erwägung, sich angesichts aktueller Forschungsnot und Desiderata „vielleicht“ auch auf Marx rückzubedenken. In einem brillanten Essay demonstriert Wolfgang Fritz Haug die Dimensionen dieses vorsichtigen „Vielleicht“; macht damit das konzeptionelle Herangehen des „Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus“ deutlich. Der neue Anspruch, inspiriert vom revolutionären Pluralismus der Zapatisten, verlangt nicht mehr nach Macht, sondern ist darauf aus, Macht zu demokratisieren; d.h. eine Welt zu schaffen, in der viele Welten Platz haben (S.422). Doch was von Marx theoretisch im Umlauf ist, entspricht einer solchen Aufgabe nicht. Auf ein „vielstimmiges geistiges Universum“ ist dieser Marxismus nicht angelegt. Und warum? Weil er auf bereits Ereignetem fußt. Für Haug ist dieser sedimentierte Marxismus aufzubrechen, er ist zu enthistorisieren, was für ihn seine Zurückholung in den geschichtlichen Tag bedeutet. Die geschichtliche „Repotenzierung marxistischen Denkens“ ist dabei konzeptioneller Zielpunkt des historisch-kritischen Verfahrens, eine Realisierung der von Walter Benjamin einst formulierten Aufgabe einer „rettenden Kritik“ des Marxismus (S.431).

Was bei Haug die Perspektive der theoretischen Vergewisserung über geistige Potentiale heißt, wird von Fritz Klein mit der Frage, was eine deutsch-deutsche Geschichte enthalten müsse, zeitgeschichtlich und politisch abgewogen. Klein berührt dabei die nicht nur von außen vor allem an die DDR-Gesellschaftswissenschaftler gestellte Frage nach den politischen Grundorientierungen ihres wissenschaftlichen Lebens. In diesem Beitrag – und dann noch einmal bei Iggers – wird die Haltung zu dieser eigenen Vergangenheit als Grundfrage des Ankommens in einer neuen Gesellschaftsordnung betrachtet. Man wird streiten können, ob Kleins Credo mehr ist als eine Aufforderung zur politischen Vernunft, d.h. ob sie geschichtstheoretisch untersetzbar ist. Ich zitiere dieses Credo Kleins, weil es die längst noch nicht ausgestandenen Debatten über ein solches „Ankommen“ erneut anfachen könnte: Wer, so Fritz Klein, positiv über die DDR-Gesellschaft, über „Ver-

nünftiges, Menschliches und Bewahrenswertes“ in ihr redet – Betrachtungen, die nach Klein durchaus angestellt werden müssen –, der dürfe nur dann auf würdige Kritik solcher Betrachtungen hoffen, wenn diese nicht dazu gebraucht werden, „das grundsätzlich gebotene klare Nein zu dem zu Recht untergegangenen Gesellschaftssystem zu zerreden“ (S.217). Auf dieser Entscheidung baut Kleins Betrachtung der Parallelitäten in den Entwicklungen West- wie Ostdeutschlands nach 1945 auf; die Haltung zum Faschismus und die Probleme bei der Verinnerlichung des Antifaschismus, die Beziehungen zu den Alliierten, das Weiterwirken der Einflüsse der Siegermächte auf die Entwicklung beider deutscher Staaten usw. Während sich dann in der BRD neben der „Tyrannei der wirtschaftlichen Machtkomplexe“ (Friedrich Meinecke) eine Demokratie herausbildete, die dem Geiste und der Kultur eine Heimstätte bot, habe sich in der DDR eine Art Konsensdiktatur (M. Sabrow) entwickelt, die sofort auseinanderbrach, als sich die Kluft zwischen Idee und Wirklichkeit als unüberbrückbar erwiesen hat. Wie ich Klein verstanden habe, bedeutet der Nachvollzug dieser Einsicht in das Wesen der Sache BRD versus DDR eine wichtige Grundlage für eben den Sachverhalt, dass man in dieser neuen Gesellschaftsordnung angekommen ist. Ich habe meine Zweifel, ob eine historische Einsicht – ich will dabei gar nicht gegen die von Klein aufgestellten Maßstäbe einer solchen Einsicht polemisieren – eine derartige soziale Auswirkung haben kann. Dass das für Intellektuelle, die sich einer solchen historischen Betrachtung zweifellos anschließen vermögen, zutreffen kann, ist natürlich evident. Doch angekommen zu sein, ist für die meisten Bürger in den neuen Bundesländern keine Frage der historischen Aufklärung. Die zweite problematische Sicht Kleins steckt für meine Begriffe in dem Pausus des „zu Recht untergegangenen Gesellschaftssystems“ – wie gesagt, wenn das nicht doch nur eine politische Empfehlung Kleins ist, eine Wertung aufgrund historischer Tatbestände, sondern eine historische Kategorie dahinter stecken sollte. Ist der Feudalismus „zu Recht untergegangen“, wird man in einem solchen Falle fragen können; wird es dem Kapitalismus auch so ergehen? Gibt es geschichtstheoretisch betrachtet zu Recht und zu Unrecht untergehende Gesellschaftssysteme – wohlgemerkt, es handelt sich um Gesellschaftssysteme, nicht um hier und da auftauchende Diktaturen oder andere menschenfreundliche oder menschenfeindliche Staatsgebilde. Und kann man, als Gegenbegriff zu diesem „zu Recht untergegangenen Gesellschaftssystem“, dann die „von den Staaten des Westens gelebte Demokratie“ hinstellen (S.217)? Ich habe hier große Zweifel, denn dann teilt man womöglich künftig die politische Geschichte in feudale, kapitalistische, sozialistische

und demokratische Systeme ein. „Zu Recht untergegangen“ ist doch wohl in erster Linie die politische Herrschaftsform dieses Gesellschaftssystems, wobei sie die sozialen und ökonomischen Grundlagen dieses Systems und damit die gesamte realsozialistische Lebenswelt in den Abgrund gezogen hat. Sieht man es mit solchem Blick, dann bliebe für die Haugsche Vision wenigstens der Schatten einer Denkmöglichkeit.

Für Georg G. Iggers ist selbst ein solch vager Schatten zumindest geschichtstheoretisch in keiner Weise begründbar. Wer so argumentiere, bestehhe auf dem Anspruch, über historische Wahrheiten zu verfügen. Solche aber gebe es nicht. Aber jede Geschichtswissenschaft sei, so Iggers, „mit ideologischen Perspektiven verbunden“ (S.214). Und so hat Iggers überhaupt keine Probleme, aufzuzeigen, dass sowohl in der DDR als auch in der BRD Geschichte als Mittel der Politik instrumentalisiert worden ist, wobei in der deutschen Geschichtsschreibung viele „Vorbilder“ auszumachen sind – Iggers verweist auf die Intention von Johann Gustav Droysen, der in seiner vierzehnbändigen „Geschichte der Preußischen Politik“ (1855-1886) versuchte, eine „von ihm erfundene deutsche nationale Sendung“ zu exemplifizieren. Gegen derartige Mythen und vergleichbare Meistererzählungen müsse sich die Arbeit des gewissenhaften Historikers und der gewissenhaften Historikerin richten. Die Geschichte der Geschichtswissenschaft ist – damit kehrt Iggers zum Thema des Bandes zurück – „ein kontinuierlicher Dialog, der zur Erweiterung unseres historischen Blickes beitragen kann“ (S. 215). Auf diese entspannte These gebracht wird allerdings auch ein Forschungsanspruch, die theoretischen Relationen im Streit um das Verhältnis von Wissenschaftsgeschichte und Geschichtswissenschaft zu bestimmen und dieses Verhältnis transparent zu machen, womöglich unterlaufen. Man darf gespannt sein, wie der Diskurs weitergeht.